

Feministischer Pazifismus und Antimilitarismus in der Friedens- und Konfliktforschung: ein Überblick

Nennstiel, Julia

2023

<https://doi.org/10.25595/4446>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Nennstiel, Julia: *Feministischer Pazifismus und Antimilitarismus in der Friedens- und Konfliktforschung: ein Überblick*, in: *Femina politica* : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 32 (2023) Nr. 2, 113–121. DOI: <https://doi.org/10.25595/4446>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v32i2.12>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Feministischer Pazifismus und Antimilitarismus in der Friedens- und Konfliktforschung: ein Überblick

JULIA NENNSTIEL

Während feministische Friedens- und Konfliktforscher*innen Militär, Gewalt und Krieg vielfach dezidiert kritisch analysieren (Sjoberg 2018; Günther/Hinterhuber/Schmid 2020), positionieren sich relativ wenige feministische Forschungsbeiträge explizit antimilitaristisch oder pazifistisch. Im Folgenden möchte ich diejenigen Beiträge, die dies tun, untersuchen und die in ihnen enthaltene Kritik an Militär und bewaffneter Gewalt entlang von vier Dimensionen herausarbeiten: 1. der Reproduktion militarisierter Geschlechterhierarchien, 2. der Sanktionierung und des Unsichtbar-Machens von Differenz, 3. der Vernachlässigung kontextueller Zusammenhänge von Gewalt sowie 4. der Marginalisierung nicht-gewaltsamer bzw. nicht-militärischer Ansätze der Konfliktbearbeitung. Die Untersuchung basiert auf einer Suche in der Datenbank scopus nach sozialwissenschaftlichen Publikationen zwischen Januar 2018 und Mai 2023, in deren Titel, Abstract oder Schlagwörtern die Begriffe ‚feministisch‘ und ‚pazifistisch‘ oder ‚antimilitaristisch‘ vorkommen.¹ Fokussiert wird auf diejenigen Beiträge, die diese Begriffe reflexiv auf die eigene Arbeit anwenden;² auf weitere Literatur wird jeweils mit einem „siehe auch“ verwiesen.

Dieser Beitrag postuliert keinen notwendigen Zusammenhang zwischen Feminismus und Pazifismus oder Antimilitarismus (Oleson 2018, 406f.; siehe auch Roy 2009, 138, 140ff.; Cárdenas/Hedström 2021; MacKenzie/Giri 2021). Vielmehr soll er verdeutlichen, dass es, wenngleich in nicht-feministischen politikwissenschaftlichen Debatten kaum rezipiert, durchaus Forschungen gibt, die feministische und pazifistische bzw. antimilitaristische Perspektiven miteinander verbinden. Diese thematisieren Aspekte und verweisen auf Fragen, die in nicht-feministischen pazifistischen oder antimilitaristischen Arbeiten wenig bis gar nicht berücksichtigt sind. Zugleich umfassen sie weit mehr als eine geschlechteressentialistische Kritik, die Frauen* primär als Opfer oder als Träger*innen friedlicherer Konfliktbearbeitungsansätze sieht (siehe auch Sjoberg 2018, 62; Cárdenas/Hedström 2021, 150).³

Reproduktion militarisierter Geschlechterhierarchien

Ein zentrales Element feministisch-pazifistischer und -antimilitaristischer Arbeiten ist die Kritik an den Geschlechterhierarchien, welche militärischer Gewalt und deren Institutionalisierung zugrunde liegen.

Dieser Kritik zufolge wird militärische Gewalt häufig durch geschlechternormative Konstruktionen diskursiv legitimiert, etwa durch die Figur des starken und mutigen Retters, der unschuldige und hilflose Frauen und Kinder beschützt (Taber 2022; siehe auch Eichler 2018, 161f.). Diese Erzählung heldenhafter Gewalt reproduziert auch jenseits unmittelbarer Kriegszeiten und -gebiete das Militär als ehrenvollen Teil der Nation, begründet seine Ansprüche gegenüber formal zivilen Gesellschafts-

bereichen und normalisiert u.a. Praktiken der Übung, Rekrutierung und Beschaffung (siehe auch Brown 2012; Basham 2016; Eichler 2018, 162). Mit dieser geschlechternormativen Legitimierung von Krieg und Militär gehen militarisierte Geschlechterrollen einher, etwa die des maskulinisierten Strategen und Kämpfers und der feminisierten Versorgerin und Pflegerin, die sich dankbar beschützen zu lassen und/oder dem Mann den Rücken zu stärken hat (siehe auch Çaltekin 2022); an der systematischen Aufwertung maskulinisierter gegenüber feminisierten Rollen zeigt sich, wie diese militarisierten Geschlechterrollen hierarchisch strukturiert sind (siehe auch Eichler 2018, 162).

Von diesen Geschlechterhierarchien lassen sich, so feministisch-antimilitaristische Autor*innen, Krieg und Militär auch nicht einfach entkoppeln, indem etwa im Militär Frauen* stärker repräsentiert werden.

Grund ist zum einen die Resilienz militarisierter Geschlechterhierarchien auf materieller Ebene. Selbst wenn Frauen* vermehrt in militärische Strukturen und Praktiken eingebunden werden, bleiben Kampfrollen häufig männlich* dominiert, und subtilere Machtverhältnisse, z.B. in Bezug auf strategische Definitions- und Entscheidungsmacht, bestehen weiter (siehe auch Basham 2016, 34; Cárdenas/Hedström 2021, 152). Die stärkere Einbindung von Frauen* befreit das Militär auch schon deshalb nicht von seinem vergeschlechtlichten Charakter, weil es auf geschlechtlich strukturierter Arbeit weit jenseits seines institutionellen Gefüges beruht, z.B. in Form feminisierter Pflege- und Versorgungsarbeit (s.o.) (Hutchings 2023, 107; siehe auch Wibben 2018, 143f.; Enloe 2019; Çaltekin 2022). Selbst an Frauen*, die in militärischen Rollen dien(t)en, richtet sich die Erwartung, dass sie während des Krieges oder später feminisierten Aufgaben nachkommen (siehe auch Cárdenas/Hedström 2021, 152).

Zum anderen werden Militär und Krieg weiterhin geschlechterhierarchisch legitimiert. So wird bspw. die Soldatin in das maskulinisierte Bild des Militärs durch die Adaption und Kombination bestehender Weiblichkeits- und Männlichkeitskonstruktionen integriert (siehe auch Friedel 2010; Eichler 2018, 164f.; Gjørsv 2021, 158f.). Auch auf institutioneller Ebene legitimieren sich Militär und militärische Gewalt weiterhin durch geschlechternormative Erzählungen. Das Bild des feminisierten, unschuldigen und hilflosen Opfers, dem der maskulinisierte, mutige und starke Beschützer zur Rettung kommt, wird dafür unterschiedlich ausgefüllt: Abhängig vom Kontext wird militärische Gewalt etwa begründet mit der Verteidigung von Frauenrechten gegen ‚unzivilisierte‘ Männer (Heathcote 2018, 13ff., 19f.; Otto 2020, 23, 30; siehe auch Schoenes 2011; Nachtigall 2012; Gjørsv 2021, 159ff.),⁴ dem Schutz einer andernfalls dem Gegner schutzlos ausgelieferten Nation, oder der Rettung verletzlicher und passiver Bevölkerungsgruppen im Globalen Süden (Eichler 2018, 164; siehe auch Wegner 2021).

Unterdrückung von Differenz

Aufbauend auf dieser Analyse der geschlechterhierarchischen Strukturierung von Militär und Krieg problematisieren feministisch-antimilitaristische und -pazifistische Arbeiten die mit militärischer Gewalt und deren Legitimierung verbundene Suppression von Differenz.

Besonders marginalisiert werden Subjekte, die sich militarisierten Geschlechternormen widersetzen. Deserteure, Überläufer und Kriegsdienstverweigerer beispielsweise werden als von der präferierten Männlichkeit des mutigen und opferbereiten Kämpfers Abweichende diskursiv wie materiell negativ sanktioniert (siehe auch Kwon 2013, 224ff.; Welland 2015, 298ff.; Eichler 2018, 162). Die Sanktionierung reicht von der Diffamierung als feige oder verräterisch über den Ausschluss aus dem Beruf bis hin zur physischen Bestrafung. Wie feministisch-antimilitaristische Analysen herausstellen, ist diese Unterdrückung abweichender Subjekte weniger das Resultat individuell intoleranter Autoritäten als vielmehr ein strukturelles Merkmal und eine Voraussetzung der erfolgreichen Institutionalisierung militärischer Gewalt (siehe auch Basham 2016; Wibben 2018, 142; Ahmed/Aksoy 2020). Die Aufwertung von Geschlechterbildern wie dem des mutigen Kämpfers, auf denen militärische Gewalt aufbaut (s.o.), lässt sich schlicht nur durch eine gleichzeitige Marginalisierung des Anderen verwirklichen.

Auch jenseits offen widerständiger Identitäten beruhen Militär und Krieg auf dem Ausschluss abweichender Perspektiven. (Gewalt-)Erfahrungen, Handlungsmöglichkeiten und -grenzen unterscheiden sich auch innerhalb vermeintlich einheitlicher Gruppen (Heathcote 2018, 4f., 8.; siehe auch Motlafi 2021, 182ff.), weshalb viele (und nicht nur antimilitaristische) Feminist*innen homogenisierende Zuschreibungen problematisieren und fordern, marginalisierte Stimmen anzuhören (ebd., 18f.; Hutchings 2019, 196; siehe auch Wisotzki 2011, 22ff.). Kriegs- bzw. militarisierte Bedingungen erschweren jedoch dieses Anhören heterogener Stimmen (Taber 2022, 5, 10). Erstens werden bereits in sog. Friedenszeiten bestehende Hierarchien der (Un-)Hörbarkeit in Kriegskontexten verschärft. Institutionell, wirtschaftlich oder regional relativ begünstigtere Frauen* (welche z.B. in Politik oder Wissenschaft tätig sind oder von Kampfhandlungen entfernt leben) etwa finden oft eher Gehör als andere. Dies kann dazu führen, dass ihre Sichtweisen und Forderungen als die ‚der Frauen‘ (re)präsentiert und Differenzen innerhalb der so konstruierten Gruppe verdeckt werden (Heathcote 2018, 5, 8f.). Zweitens erfordern Rechtfertigungen militärischer Gewalt, die von intern homogenen Subjektgruppen ausgehen, diese vorgebliche Homogenität infrage stellende Stimmen zu ignorieren oder zu diffamieren (ebd., 19f.; siehe auch Motlafi 2021, 181f.).⁵ Die diskursive Konstruktion bspw. der Frau, die als Opfer unzivilisierter Gewalt (militärische) Rettung ersucht, beruht auf dem Ausschluss von Stimmen, die Gewalt seitens des vermeintlichen Retters als größere Gefahr empfinden (ebd., 19f.; Otto 2020, 31f.).

Besonders deutlich zeigt sich die für Krieg und Militär notwendige Homogenisierung von Identitäten in der Konstruktion gegnerischer Kämpfer*innen. Ihre Tötung bzw. ihr ‚Untauglich-Machen‘ wird erst zu etwas nicht nur Legalem, sondern auch Legitimem und u.U. sogar Lobenswertem, indem sie auf Instrumente der gegnerischen Kriegsführung und daher zu zerstörende Körper reduziert werden (Hutchings 2019, 197). Andere soziale, berufliche oder politische Identitäten der Menschen sowie ihr möglicherweise gespaltenes Verhältnis zur eigenen Gruppe werden hinter ihrer Rolle als Instrument der Konfliktpartei unsichtbar und damit für die politische Bedeutung ihrer Tötung irrelevant gemacht (Wallace 2020, 62). In diesem Sinne beruht militärische Gewalt auf einer äußerst simplifizierenden Definition von Subjekten, die das kontinuierliche Ausblenden von Ambiguitäten verlangt (Heathcote 2018, 20; siehe auch Roy 2009, 144ff.).

Reduktives Gewaltverständnis

Auf konzeptioneller Ebene problematisieren feministisch-pazifistische Analysen das reduktive Verständnis militärischer Gewalt.

Militärische Gewalt wird häufig legitimiert als ein Instrument, das sich zeitlich und räumlich begrenzt anwenden lässt (Hutchings 2018, 181f., 183). Dieses Bild vernachlässigt jedoch, wie militärische Gewalt notwendigerweise verbunden ist mit umfassenderen, in sog. Friedenszeiten und in zivile Bereiche weit hineinreichenden Gewaltverhältnissen. Denn zum einen ist externe militärische Gewalt, die vermeintlich eigentliche Ebene zwischenstaatlicher Kriege, verwoben mit innerstaatlicher und sog. privater Gewalt (ebd., 184f.; siehe auch Sjöberg 2018, 60f.). Wachsender Autoritarismus oder zunehmende häusliche Gewalt während Kampfhandlungen bspw. teilen ermöglichende Bedingungen mit, reproduzieren und werden reproduziert durch militärische Gewalt (Stavrianakis 2019, 64, 72; Hutchings 2023, 107; Wibben 2018, 141f.). Zum anderen enden diese Formen der Gewalt nicht mit dem Ende der Kampfhandlungen, sondern lassen sich bestenfalls schrittweise abbauen und prägen das Leben vieler Menschen häufig lang in die sog. Nachkriegszeit hinein (Hutchings 2018, 184; Hutchings 2023, 109; Enloe 2019). Zudem geht von militarisierten Hierarchien, wie sie die Kriegsführung voraussetzt, bereits vor Beginn der Kampfhandlungen geschlechtliche und andere Gewalt aus (s.o.). Die mit Krieg verbundene Gewalt ist also auch zeitlich nicht einzugrenzen. Diese Beobachtungen widersprechen der Vorstellung, militärische Gewalt diene der Bewahrung oder Korrektur gesellschaftlicher Umstände mittels eines punktuellen und lokalen ‚Eingreifens‘ in (außen-)politische Entwicklungen (Hutchings 2019, 197, 2023, 109ff.; Otto 2020, 28; siehe auch Roy 2009, 143f.; Cockburn 2010).

Darüber hinaus trägt auch eine Überschätzung der Kontrollierbarkeit dessen, wie sich militärische Gewalt auf das Verhalten anderer auswirkt, erheblich zu deren gesellschaftlicher Akzeptanz bei. So wird häufig unterstellt, militärische Gewalt habe eine eindeutige abhaltende Wirkung; intensiv, präzise und konsequent genug angewandt,

vermöge sie das Gegenüber von illegitimer Gewalt abzubringen, indem sie ihm die dafür nötigen Mittel nimmt (Otto 2020, 26; Wallace 2020, 54f., 61ff.; siehe auch Roy 2009, 142). Feministisch-pazifistische Autor*innen aber betonen, dass dieses Bild der Wirkung militärischer Gewalt unterschätzt, dass auch gegnerische Gewalt ihrerseits auf militarisierten politischen, ökonomischen und sozialen Verhältnissen basiert (Heathcote 2018, 20; Stavrianakis 2020, 63ff., 55; siehe auch Moghadam 2022), die weit mehr als materielle Gewaltkapazitäten umfassen (Wallace 2020, 55). Diese militarisierten Verhältnisse, die die gegnerische Gewalt ermöglichen und fördern, werden durch militärische Gegengewalt keinesfalls zuverlässig abgebaut, sondern u.U. sogar gesteigert/ intensiviert und perpetuiert (siehe auch Roy 2009, 143). Auf diskursiver Ebene kann der Tod einzelner Mitglieder bspw. den Willen einer Gruppe zu weiterer Gewaltaustragung schwächen, andererseits aber auch verbliebene Mitglieder zusammenschweißen, sie veranlassen, länger und gewaltsamer zu kämpfen und Gewalt fördernde Gruppendynamiken verstärken (Wallace 2020, 55). Dasselbe gilt auch für andere Dimensionen der Militarisierung, wie etwa autoritäre und militarisierte ökonomische Strukturen, die sich durch militärische Gegengewalt häufiger verfestigen als auflösen (Oleson 2018, 410; siehe auch Roy 2009, 136, 143, 148f.). In diesem Sinne sind die Auswirkungen militärischer Gewalt auf gegnerische Gewalt ambivalent und kaum vorhersehbar, geschweige denn kontrollierbar (siehe auch Roy 2009, 143), und dienen keinesfalls zuverlässig dem Gewaltabbau.

Diffamierung alternativer Konfliktbearbeitungsansätze

Schließlich analysieren und problematisieren feministisch-antimilitaristische Autor*innen, wie militärische Strukturen und Praktiken darauf basieren, nicht-militärische Formen der Konfliktbearbeitung zu feminisieren und dadurch zu diffamieren. Militarisierte Geschlechterkonstruktionen werten maskulinisierte Stärke systematisch auf und feminisierte Schwäche und Verletzlichkeit ab (siehe auch Eichler 2018, 160ff.). Sie verbinden Stärke diskursiv mit (militärischer) Gewalt (Otto 2020, 33) (s.o.). Neben der direkten Legitimierung militärischer Praktiken und Strukturen tragen diese Konstruktionen, so feministisch-pazifistische Analysen, auch dazu bei, nicht-militärische bzw. nicht-gewaltsame Alternativen wie diplomatische Ansätze oder zivilen Widerstand zu feminisieren. Diese werden mit Schwäche, Nachgiebigkeit und Unterwerfung assoziiert und damit als gutgemeint, aber naiv diskreditiert (ebd., 33; Oleson 2018, 404f.). Beispielhaft spiegelt sich solch eine Abwertung durch Feminisierung in dem Narrativ wider, ziviler Widerstand möge ‚zivilisierte Herren‘ in westlichen Demokratien u.U. beeinflussen (etwa im Fall der Bürgerrechtsbewegungen in den USA oder der indischen Unabhängigkeitsbewegung gegen das British Empire), nicht aber ‚unzivilisierte Männer‘; gegen deren Brutalität sei ziviler Widerstand machtlos. Derartige Abwertungen machen es Ansätzen, die eine nicht-militärische Prävention von oder Reaktion auf ‚gegnerische‘ Gewalt anstreben, umso schwerer, Menschen und materielle Ressourcen zu mobilisieren, zumal

dann, wenn sie sich nicht als ziviler Anteil einem militärischen Gesamtprojekt unterordnen (Heathcote 2018, 15f.).

Diese durch militarisierte Geschlechternormen gestützte Diskreditierung nicht-militärischer Konfliktbearbeitung stellen feministisch-pazifistische Autor*innen u.a. auch durch den Verweis auf empirische Evidenz (als den Maßstab, auf den sich akademisch(-maskulinisiert)e Wissensproduktion sonst selbst bevorzugt beruft) infrage. Analysen historischer Fälle zeigen, dass unbewaffneter politischer Widerstand – bspw. in Form von Streiks oder anderen Arten von Nicht-Kooperation, Protesten und unbewaffneten Interventionen gegen autoritäre Regime oder militärische Besatzungen – selbst in Bezug auf kurzfristige Ziele deutlich wirksamer sein kann, als es maskulinisiert-militarisierte Erzählungen anerkennen (Wallace 2020, 55f.).

Feministischer Antimilitarismus, Pazifismus und Positionalität

Einige Autor*innen stellen explizit klar, dass sie ihren feministischen Antimilitarismus und Pazifismus nicht als Antwort auf einen spezifischen Konflikt oder Konflikte im Allgemeinen verstehen. Stattdessen betonen sie den Charakter ihrer eigenen Wissensproduktion als – durch ihre eigene (privilegierte) Position geprägte – wissenschaftlich-politische Intervention in Diskurse zu Frieden und Krieg (Hutchings 2018, 2019; Otto 2020).

Darüber hinaus heben diese Autor*innen hervor, dass insbesondere in Kontexten, die bereits stark von Gewalt und Unterdrückung geprägt sind, auch die Ablehnung von Gewalt deren Fortsetzung impliziert (Hutchings 2018, 187). Entsprechend ist ihr feministischer Pazifismus nicht mit der Erwartung verbunden, dadurch Gewalt vermeiden zu können. Vielmehr ist er eine – anerkanntermaßen politische – Schlussfolgerung aus den vorangegangenen Überlegungen: dass die aus der eigenen Forscher*innenperspektive am ehesten verantwortbare Positionierung zu Militär und Krieg (re)produzierenden Diskursen nicht darin besteht, sie argumentativ zu untermauern, sondern darin, sie kritisch zu untersuchen und hinterfragbar zu halten (Hutchings 2019, 196f.; Otto 2020, 21).

Fazit

Neuere feministisch-pazifistische und -antimilitaristische Arbeiten erweitern politikwissenschaftliche Forschung zu Krieg und Militär in mehrfacher Hinsicht.

Hervorzuheben sind die eingehenden, häufig empirischen Analysen dessen, wie Militär und Krieg ermöglicht und aufrechterhalten werden. Sie zeigen auf, welche – in gesellschaftlichen Diskursen, aber auch materiellen Praktiken und Strukturen fest verankerten – Normen, Kategorien und Annahmen militärische Gewalt und deren Institutionalisierung stützen und welche Fehleinschätzungen sowie strukturelle und direkte Unterdrückung dies impliziert. Damit reichen diese Analysen deutlich weiter als die konzeptionellen Argumente gegen Krieg und Militär, wie sie die herkömm-

liche pazifistische und antimilitaristische Forschung bietet. Indem sie generalisierende Narrative einer allgemeinen und gleichen Betroffenheit aller Frauen bzw. aller Männer kritisch hinterfragen und ungleiche Marginalisierung, etwa von Menschen, die den militarisierten Geschlechternormen nicht entsprechen, differenziert sichtbar machen, grenzen sich die betrachteten Beiträge auch von Konzeptionen inhärent vulnerabler und friedfertiger Frauen und potenziell gewaltsamer Männer deutlich ab.

Viele der neuen feministisch-antimilitaristischen und -pazifistischen Beiträge nehmen eine Position konsequenter Kritik ein und weisen es von sich, selbst die einzig emanzipatorische Lösung auf einen Konflikt zu kennen. Dies ist insofern bedeutsam, als sie es dadurch vermeiden, eine paternalistische Schutzgeschichte, eine epistemisch-politische Autorität, die vermeintlich die ‚wahren‘ Interessen des feminisierten Opfers kennt und verteidigt, durch eine andere zu ersetzen.

Dies hat auch mit Blick auf den in deutschen Diskursen gegenwärtig am meisten beachteten Krieg, den russischen Angriffskrieg in der Ukraine, klare Implikationen. Zahlreiche wissenschaftliche und mediale Analysen problematisieren die maskulinisiert-militärische Gewalt entweder auf russischer oder auf ukrainischer Seite. Demgegenüber liegt der kritische Wert feministisch-antimilitaristischer und -pazifistischer Forschung m.E. gerade darin, die Annahme zurückzuweisen, dass die ‚Probleme‘ auf spezifische, ‚unzivilisierte‘ Gewalt (der Gegenseite) begrenzt seien und sich durch eine Übermacht ‚zivilisierter‘ Gewalt lösen ließen.

Weiter präzisieren und vertiefen lassen könnte sich feministisch-antimilitaristische und -pazifistische Forschung bspw. hinsichtlich der – in gegenwärtigen Forschungsbeiträgen vergleichsweise vagen – Relation zwischen verschiedenen Gegenständen feministisch-pazifistischer und -antimilitaristischer Kritik. Wie hängen feministische Kritiken an Gewalt im Allgemeinen, an militärischer Gewalt, Krieg, Militär als Institution, Militarismus oder Militarisierung miteinander zusammen? Impliziert eine Kritik die andere, oder bestehen komplexere Zusammenhänge?

Ebenfalls relativ weniger systematisch untersucht erscheinen die Möglichkeiten feministischen Widerstands: (Wie) Ist effektiver Widerstand gegen militärische Gewalt zu leisten, ohne sich in eine alternative Form maskulinisiert-militärischer Gewalt einbinden zu lassen? Wie kann solcher Widerstand im Wissenschaftsbetrieb selbst aussehen? Eingehendere empirische Auseinandersetzungen mit Möglichkeiten und Grenzen des Widerstands könnten m.E. die kritische politische Stoßkraft feministisch-pazifistischer und -antimilitaristischer Forschung erhöhen.

Literatur

Ahmed, Sabrina/Aksoy, Hürcan, 2020: ‚Wahre‘ türkische Männlichkeit. Die (Re)Produktion von hegemonialer Männlichkeit und traditionellen Geschlechterrollen durch das türkische Militär. In: *Femina Politica*. 29 (1), 83-97.

Basham, Victoria, 2016: Gender and Militaries. In: Sharoni, Simona/Welland, Julia/Steiner, Linda/Pedersen, Jennifer (Hg.): *Handbook on Gender and War*. Cheltenham, Northampton, 29-46.

Brown, Melissa, 2012: *Enlisting Masculinity. The Construction of Gender in US Military Recruiting Advertising during the All-Volunteer Force*. Oxford.

Brunner, Claudia, 2011: *Geschlecht, Terrorismus, Wissenschaft. Reflexionen zum Verhältnis von politischer und epistemischer Gewalt am Beispiel des Wissensobjekts Selbstmordattentat*. In: Engels, Bettina/Gayer, Corinna (Hg.): *Geschlechterverhältnisse, Frieden und Konflikt. Feministische Denkanstöße für die Friedens- und Konfliktforschung*. Baden-Baden, 47-63.

Çaltekin, Demet, 2022: *Curious Women Conscientious Objectors to Military Service in the Male Conscription System in Turkey*. In: *Critical Military Studies*. 8 (3), 254-272.

Cárdenas, Magda Lorena/Hedström, Jenny 2021: *Armed Resistance and Feminist Activism*. In: Väyrynen, Tarja/Parashar, Swati/Féonand, Elise/Confortini, Catia (Hg.): *Routledge Handbook of Feminist Peace Research*. Abingdon, New York, 148-156.

Cockburn, Cynthia, 2010: *Gender Relations as Causal in Militarization and War*. In: *International Feminist Journal of Politics (IFJP)*. 12 (2), 139-157.

Eichler, Maya 2018: *Gendered Militarism*. In: Gentry, Caron/Shepherd, Laura/Sjoberg, Laura (Hg.): *The Routledge Handbook of Gender and Security*. Abingdon, 160-170.

Enloe, Cynthia, 2019: *Militarized Nursing, Feminist Curiosity, and Unending War*. In: *International Relations*. 33 (3), 393-412.

Friedel, Susanne, 2010: *Feminisierte Soldatinnen*. In: Thiele, Martina/Thomas, Tanja/Virchow, Fabian (Hg.): *Medien – Krieg – Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen*. Wiesbaden, 103-118.

Gjørsv, Gunhild, 2021: *Feminism. Militarism. Whatever*. In: Väyrynen, Tarja/Parashar, Swati/Féonand, Elise/Confortini, Catia (Hg.): *Routledge Handbook of Feminist Peace Research*. Abingdon, New York, 157-166.

Günther, Jana/Hinterhuber, Eva Maria/Schmid, Antonia, 2020: *Sicherheit, Militär und Geschlecht. Einleitung*. In: *Femina Politica*. 29 (1), 9-22.

Heathcote, Gina, 2018: *Security Council Resolution 2242 on Women, Peace and Security. Progressive Gains or Dangerous Development?* In: *Global Society*. 32 (4), 374-394.

Hutchings, Kimberly, 2018: *Pacifism is Dirty. Towards an Ethico-political Defence*. In: *Critical Studies on Security (CSS)*. 6 (2), 176-192.

Hutchings, Kimberly, 2019: *From Just War Theory to Ethico-political Pacifism*. In: *Critical Studies on Security*. 7 (3), 191-198.

Hutchings, Kimberly, 2023: *Feminist Pacifism and the Timeliness of Being Untimely*. In: *Journal of Pacifism and Nonviolence*. 1 (2023), 104-113.

Kwon, Insook, 2013: *Gender, Feminism and Masculinity in Anti-Militarism*. In: *International Feminist Journal of Politics*. 15 (2), 213-233.

MacKenzie, Megan/Giri, Keshab, 2021: *Can Armed Service be Emancipatory?* In: Väyrynen, Tarja/Parashar, Swati/Féonand, Elise/Confortini, Catia (Hg.): *Routledge Handbook of Feminist Peace Research*. Abingdon, New York, 167-177.

Moghadam, Valentine, 2022: *Women, Peace, and Security: What Are the Connections? What Are the Limitations?* In: Mahmoudi, Hoda/Allen, Michael/Seaman, Kate (Hg.): *Fundamental Challenges to Global Peace and Security*. Cham, 209-238.

Motlafi, Nompumelelo, 2021: *Silencing and Voicing the Subaltern*. In: Väyrynen, Tarja/Parashar, Swati/Féonand, Elise/Confortini, Catia (Hg.): *Routledge Handbook of Feminist Peace Research*. Abingdon, New York, 178-186.

Nachtigall, Andrea, 2012: *Gendering 9/11. Medien, Macht und Geschlecht im Kontext des „War on Terror“*. Bielefeld.

- Oleson**, Judith, 2018: Feminist Perspectives in the Implementation of UN Resolution 1325. In: Peterson, Christian/Knoblauch, William/Loadenthal, Michael (Hg.): *The Routledge History of World Peace since 1750*. Abingdon, New York, 404-413.
- Otto**, Dianne, 2020: Rethinking Peace in International Law and Politics from a Queer Feminist Perspective. In: *Feminist Review*. 126 (1), 19-38.
- Roy**, Srila, 2009: The Ethical Ambivalence of Resistant Violence. Notes from Postcolonial South Asia. In: *Feminist Review*. 91 (1), 135-153.
- Schoenes**, Katharina, 2011: „Talibanterroristen“, freundliche Helfer und lächelnde Mädchen. Die Rolle der Frauenrechte bei der Legitimation des Afghanistan-Einsatzes der Bundeswehr. In: *Femina Politica*. 20 (1), 78-88.
- Sjoberg**, Laura, 2018: Gender, Feminism, and War Theorizing. In: Gentry, Caron/Shepherd, Laura/Sjoberg, Laura (Hg.): *The Routledge Handbook of Gender and Security*. Abingdon, 59-69.
- Stavrianakis**, Anna, 2019: Controlling Weapons Circulation in a Postcolonial Militarised World. In: *Review of International Studies*. 45 (1), 57-76.
- Taber**, Nancy, 2022: Problematizing Narratives of Male Battlefield Heroism in Canadian Military Museums. In: *Critical Military Studies CMS*. 8 (1), 99-117.
- Wallace**, M. S., 2020: Wrestling with Another Human Being. The Merits of a Messy, Power-laden Pacifism. In: *Global Society*. 34 (1), 52-67.
- Wegner**, Nicole, 2021: Helpful Heroes and the Political Utility of Militarized Masculinities. In: *International Feminist Journal of Politics*. 23 (1), 5-26.
- Welland**, Julia, 2015: Liberal Warriors and the Violent Colonial Logics of "Partnering and Advising". In: *International Feminist Journal of Politics*. 17 (2), 289-307.
- Wibben**, Annick, 2018: Why We Need to Study (US) Militarism. A Critical Feminist Lens. In: *Security Dialogue*. 49 (1-2), 136-148.
- Wisotzki**, Simone, 2011: Feministische Friedens- und Konfliktforschung. Neue Ansätze, neue Erkenntnisse? In: *Femina Politica*. 20 (1), 19-29.
- Wright**, Hannah, 2020: "Masculinities Perspectives": Advancing a Radical Women, Peace and Security Agenda? In: *International Feminist Journal of Politics*. 22 (5), 652-674.

Anmerkungen

- 1 Inklusive Feminismus', ‚feminism‘, ‚feminist‘ usw.
- 2 In der verhältnismäßig abstrakten Zusammenfassung müssen viele der theoretischen Differenzierungen und kontextsensitiven empirischen Analysen der zugrundeliegenden Forschungsbeiträge unbeachtet bleiben.
- 3 Der besseren Lesbarkeit halber werden sämtliche Literaturinhalte im Indikativ wiedergegeben.
- 4 Darin spiegelt sich auch die grundlegende Tendenz wider, problematische Formen der Männlichkeit primär im (oft rassifizierten) Anderen zu sehen (Heathcote 2018, 7, 20; siehe auch Brunner 2011, 55-59; Wright 2020, 13f.).
- 5 Soweit entsprechende Gruppen überhaupt angehört und ihnen nicht einfach Erfahrungen und Sichtweisen zugeschrieben werden (Heathcote 2018, 7; siehe auch Welland 2015).